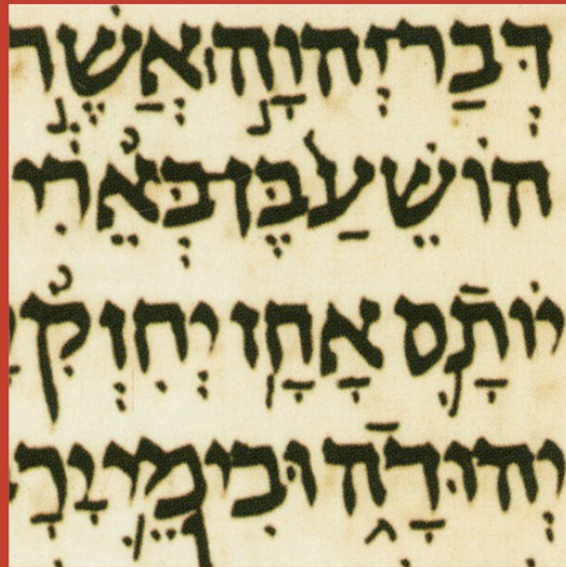


WISSEN

C.H.BECK

Christoph Levin
**DAS ALTE
TESTAMENT**



und Träger verloren hatte. Der Selbstwiderspruch, der darin lag, nötigte zu einer umfassenden Neuinterpretation der überkommenen Religion. Es entstand die Vorstellung der unmittelbaren, nicht mehr durch das Königtum vermittelten Herrschaft Gottes.

Diese Neuerung sollte indessen nicht als das gelten, was sie war, diente sie doch dazu, die Kontinuität mit der Vergangenheit zu wahren oder wiederherzustellen. Deshalb verstand man die Gottesherrschaft als das Prinzip, das die Geschichte schon immer bestimmt hatte. Daraus erwuchs im Umgang mit den überlieferten Quellen ein umfassender Interpretationsprozess, in dessen Folge die Lebensbedingungen der nachköniglichen Zeit an den Ursprung der eigenen Geschichte versetzt wurden. Pointiert gesagt: In scharfem Gegensatz zu der Religionsgeschichte des eisenzeitlichen Syrien-Palästina entstand die Fiktion, dass sich in der Vorzeit am Sinai das Judentum konstituiert habe.

Die Neuinterpretation bezog sich auf die schriftlich niedergelegten Sprüche der Propheten, auf die erhalten gebliebenen Gesetzbücher, nämlich das Deuteronomium und das Bundesbuch, auf einen Grundbestand an Kultlyrik und Weisheitsschriften sowie auf die im 6. Jh. edierten zusammenfassenden Geschichtswerke. Indessen war sie kein einmaliges Geschehen, sondern setzte im Laufe der persischen und der hellenistischen Epoche immer neue Nach-Interpretationen frei. Der Bestand, der im 6. Jh. am Anfang gestanden hat, umfasst nur den kleinsten Teil des heutigen Alten Testaments.

c) Das Wesen des Interpretationsprozesses. Den Ursprung des literarischen Werdens einer Heiligen Schrift bildet die Erfahrung, dass es wirkmächtiges Gotteswort gibt. In Israel und Juda ist diese Erfahrung mit der Prophetie verbunden gewesen. Das Schlüsselereignis bildete der Untergang Jerusalems, den die Propheten als Tat des Gottes Jahwe an seinem eigenen Volk vorausgesagt hatten; wenigstens hat man ihre Worte nachträglich so verstanden. Die Geschichte hatte die Voraussage bestätigt. Von nun an waren die Worte der Propheten verbürgt.

Man stellte sie in Sammlungen zusammen und begann, sie weiterzuüberliefern. Gab doch die in ihnen gegebene Deutung dem, was geschehen war, einen Sinn: Die Katastrophe ist die Strafe Gottes gewesen. So schrecklich diese Deutung war, sie war besser als das blinde Schicksal. Wenn die Katastrophe eine Strafe war, konnte man hoffen, die Ursache durch Änderung des Verhaltens künftig auszuschließen: Umkehr zur Zukunft. Ungefähr zur selben Zeit entstanden die Erstfassungen der großen Geschichtswerke. Da sie religiöse Geschichtsdeutung sind, wandte man alsbald dieselben Überlieferungskriterien auf sie an. Hinfort lebte die Religion von der Schrift.

Die Haltung, unter der die Weitergabe des verbürgten Gotteswortes geschah,

lässt sich am besten kennzeichnen durch die sogenannte «Kanonformel». Sie ist als eine Art notarielles Postskript aus assyrischen Verträgen belegt, fand aber auch auf die alttestamentlichen Gesetzessammlungen Anwendung:

Alles, was ich euch gebiete, das sollt ihr halten und danach tun. Du sollst nichts dazutun und nichts davontun (Dtn 13,1; vgl. 4,2).

Was für die Gebote gefordert wurde, galt fortan für das schriftgewordene Gotteswort insgesamt: Weil es als normativ galt, war es im Grundsatz unveränderbar.

Diese Bedingung hatte ein Dilemma zur Folge. Die Bewahrung der Schrift geschah ja nicht um ihrer selbst willen. Sie sollte die Geltung des Gottesworts für die Gegenwart sichern. Das aber war nur möglich, wenn das Wort nicht nur überliefert, sondern in ein Gespräch mit der Gegenwart gebracht wurde. Notwendigerweise veränderte es sich dabei. Es gibt keinen lebendigen Schriftbezug ohne Auslegung.

Der Ausweg bestand darin, das überlieferte Wort unverändert zu lassen und die Deutung hinzuzufügen. Bis etwa zum Ende der Perserzeit hat die Kanonformel für die Tora nur zur Hälfte gegolten, für die übrigen Schriften noch längere Zeit. Der gegebene Text wurde in aller Regel nicht gekürzt. Hinzugetan aber wurde laufend und in großem Umfang. Erst auf diese Weise ist das Alte Testament zu dem angewachsen, was es ist.

Die laufende Ausdeutung sollte dem Text nicht etwas Neues hinzufügen, sondern seinen gegebenen, tieferen Sinn ans Licht bringen. Hebräisch heißt solche Text-Ausforschung «Midrasch». Vom späteren jüdischen Midrasch unterscheiden sich die alttestamentlichen Texte darin, dass Auslegung und vorgegebene Überlieferung nicht unterschieden wurden. Auf der jeweils nächsten Stufe lagen sie als Einheit vor: ein einziger Text, der wiederum in derselben Weise ausgelegt wurde. Man kann die Art des Wachstums «Schneeballsystem» nennen: Einmal ins Rollen gebracht, gewinnt der Schneeball mit jeder Umdrehung eine neue Schicht. Das Alte Testament ist auf diese Weise zu großen Teilen seine eigene Auslegung, «sacra scriptura sui ipsius interpres». Es gibt fast keine Texteinheit, die nicht aus mehreren literarischen Schichten besteht. Die Groß-Einheit ist in einem Ausmaß von bedeutungsvollen Querbezügen durchwoben, das sich kaum je wird ausloten lassen. Die englische Bezeichnung, die sich neuerdings für dieses Phänomen verbreitet, ist «intertextuality».

Das Wachstum lief meist ohne Regeln ab. Das war sachgemäß: Man «macht» keinen heiligen Text, man empfängt ihn aus der Tradition; nur dass man ihn für die Belange der Gegenwart deutet. Redaktionelle Eingriffe waren die Ausnahme: Sammlung, Gliederung, neue Anordnung; Auftrennung angewachsener Buchrollen; Zusammenfassung zusammengehöriger Texte zu größeren Konvoluten.

Der Schneeball musste irgendwann zur Ruhe kommen. Die Entwicklung hätte sich andernfalls gegen ihren Grund gekehrt. Die Kontur des heiligen Textes wäre zerflossen. Deshalb hat schließlich auch die andere Hälfte der Kanonformel ihre Wirkung gehabt: «Du sollst nichts dazutun.» Ein fester Text bildete sich heraus. Das sollte und konnte die laufende Auslegung und Aktualisierung nicht beenden. Von nun an lief sie neben der sich verfestigenden kanonischen Sammlung einher. Sie wurde zur Quelle einer immensen Sekundär-Literatur bis auf den heutigen Tag.

d) Die literarische Analyse hat es mit einem komplizierten Gegenstand zu tun, den man gründlich missverstehen kann, wenn man ihn unbesehen als Primärquelle ansieht. Der jeweilige Lebensbezug – und damit der Sinn der Aussage – wie auch der historische Quellenwert erschließen sich erst, wenn man die geschichtliche Tiefenstruktur des Textes zu sehen beginnt.

Die Vielfalt der Hypothesen zur Entstehungsgeschichte ist groß. Selbst grundlegende Sachverhalte bleiben umstritten. Das ist normale Bedingung einer lebendigen wissenschaftlichen Diskussion. Gegen die Beliebigkeit gibt es indessen Anhaltspunkte, auf die die Analyse sich stützen kann: Brüche der Form, irregulärer Satzbau, inhaltliche Verwerfungen (auf die gelegentlich schon innerhalb des literarischen Prozesses selbst reagiert worden ist) sowie Zitate und Verweise auf andere Teile der Schrift. Verbesserungen in den Handschriften, die Lösungsversuche der antiken Übersetzungen und die Auslegungsgeschichte zeigen, dass die Probleme nicht erst von der modernen Kritik an den Text herangetragen werden.

Weil die gegebene Überlieferung im Grundsatz unantastbar war, ist der Ausleger oft in der glücklichen Lage, wie ein Text-Archäologe arbeiten zu können. Wenn er jüngere Schichten abträgt, darf er erwarten, jeweils auf ein älteres, intaktes Textbild zu stoßen. Datierungen ergeben sich im übergreifenden Vergleich. Leider betreffen sie meist nur das gegenseitige Verhältnis der Schichten und Schriften. Äußere Bezüge, die eine absolute Datierung ermöglichen, sind sehr selten. Daher gehen die Vorschläge weit auseinander und haben sehr unterschiedliche Entwürfe der Literatur- und Religionsgeschichte zur Folge gehabt.

4. Reste der altisraelitischen Literatur

Mit dem Übergang von der Spätbronzezeit zur Eisenzeit zwischen 1200 und 1000 v. Chr. entstanden in Palästina die Königtümer Israel und Juda. Nach unseren Begriffen waren die Höfe in Samaria und Jerusalem nicht viel mehr als Ritterherrschaften, die mit ihren Söldnertruppen ein begrenztes Gebiet kontrollierten; gleichwohl waren mit ihnen politische Grundgegebenheiten vorhanden und damit die Ansätze einer Schriftkultur: Es gab Abgaben und ihre Verwaltung; es gab ein Rechtswesen, dem der Idee nach der König vorstand, der mit seinen Machtmitteln die innere Ordnung des Landes garantierte; es gab Beziehungen der Höfe untereinander und damit den Anlass einer diplomatischen Korrespondenz; es gab Annalen und damit die Ansätze einer Geschichtsschreibung; es gab zur religiösen Legitimierung, ohne die in der Antike keine Herrschaft bestand, einen Staatskult mit Festen, Mythen und Liturgien. Und es gab einen kleinen Stab von Ministerialen, die dafür sorgten, all das in die Tat umzusetzen. Zu ihnen zählten auch beamtete Priester sowie Propheten, die sich auf die Zukunft verstanden.

Es wäre zu viel gesagt, dass damit bereits die Anfänge einer hebräischen Literatur verbunden waren. Doch bestand seither die Voraussetzung: eine Kaste von Schreibern. Die kleine kulturelle Elite stand im Erbe der spätbronzezeitlichen Stadtstaaten, deren Korrespondenz mit den Pharaonen der 18. Dynastie (14. Jh. v. Chr.) im ägyptischen el-Amarna teilweise erhalten geblieben ist (TUAT I/5, 512–520; HTAT 043–062). In dieser Zeit war Akkadisch die Diplomatensprache, das mit Keilschrift auf Tontäfelchen geschrieben wurde. Um es zu erlernen, gab es einen Bildungskanon aus den klassischen Texten der altorientalischen Literatur. In Megiddo hat sich ein Fragment des Gilgamesch-Epos gefunden (TUAT III/4, 646–744). Die berühmteste Szene des Epos, die bis nach Sumer im 3. Jt. zurückreichende Sintflutmythe (TUAT III/3, 448–458; RTAT 114–122), ist auch in die hebräische Literatur eingegangen (Gen 6–8).

Der geistige Horizont der Schreiber ging über die Grenzen des einzelnen Königtums hinaus. Freilich waren die Verhältnisse in der frühen Eisenzeit noch bescheiden. Archäologische Zeugnisse für eine breitere Schriftkultur finden sich erst seit dem 7. Jh. v. Chr. Geschrieben wurde in althebräischer Schrift, einem Ableger der phönizischen Alphabetschrift, der Mutter aller Alphabetschriften, die in der ersten Hälfte des 2. Jt. v. Chr. entstand. Briefe, Abrechnungen und Notizen schrieb man auf Tonscherben (sog. Ostraka). Für literarische Texte wurden Leder- oder Papyrusrollen verwendet. Von ihnen blieb nur erhalten, was in den

Traditionsprozess einging, der am Ende zu der Sammlung der biblischen Bücher geführt hat. Alles andere ist verloren gegangen.

a) Weisheitsbücher. Die Schreiber hatten ein Berufsethos, das sie bei ihrer Aufgabe leitete. Sie dienten den Herrschern auch als Ratgeber. Ihr Wissen schulten sie an überlieferten Weisheitsschriften, in denen sich eine Fülle kluger Beobachtung und Menschenkenntnis findet.

Hier liegt der Ursprung der israelitischen Weisheitsliteratur. Die Spuren haben sich im ältesten Bestand des Buches der Sprüche erhalten: im jeweiligen Kern der Sammlungen «Sprüche Salomos» (Spr 10,1–22,16), «Worte von Weisen» (Spr 22,17–24,22) mit dem Anhang «Auch dies sind Worte von Weisen» (Spr 24,23–34) sowie in der Sammlung «Auch dies sind Sprüche Salomos, zusammengestellt von den Männern Hiskias, des Königs von Juda» (Spr 25–29). Die Zuschreibung an Salomo verbindet diese Sammlungen mit der Anfangszeit des Königtums, als nach der Darstellung von 1Kön 4 die öffentliche Verwaltung in Israel und Juda entstand. Das ist nicht wörtlich zu nehmen. Die Erwähnung der Männer König Hiskias (725–697 v. Chr.) deutet an, dass die Sammlungen eine lange Geschichte gehabt haben.

Im Jahre 1924 sorgte die Entdeckung für Aufsehen, dass die erste Hälfte der Sammlung «Worte von Weisen» (Spr 22,17–23,11) in der ägyptischen Lehre des Amenemope (TUAT III/2, 222–250; RTAT 75–88) eine enge Parallele hat. Diese Lehre wurde um 1100 v. Chr. im Neuen Reich geschrieben und bis in die ägyptische Spätzeit überliefert. Der Inhalt betrifft die Pflichten des Beamten, gute Umgangsformen und die Mahnung zur Zurückhaltung im Streit. Die Sprüche sind einem Angehörigen der niederen Tempelhierarchie in den Mund gelegt. Sie gliedern sich in 30 Kapitel.

§ 21: Das Krokodil, das der Zunge entbehrt: sein Ansehen ist ehrwürdig. Leere nicht dein Inneres aus unter den Menschen, und schädige nicht dein Ansehen: Lass nicht deine Rede herumgehen bei den Leuten und verbrüdere dich nicht mit dem Unbeherrschten. // Rede nicht vor des Unverständigen Ohren; denn er verachtet die Klugheit deiner Rede (Spr 23,9).

§ 23: Wenn du Brot isst in Gegenwart eines Beamten, so setze nicht mit deinem Mund an vor ihm. Wenn du dich mit unrechten Bissen sättigst, so ist es ein Vergnügen nur in deinem Speichel. Blicke auf den Napf, der vor dir ist, und lass ihn deinen Bedarf besorgen. Der Große, der Beamte in seinem Beruf: er ist wie viele Ziehbrunnen.

// Wenn du zu Tische sitzt mit einem hohen Herrn, so achte nur auf das, was du vor dir hast, und setze ein Messer an deine Kehle, wenn du gierig bist; wünsche dir nichts von seinen feinen Speisen; denn es ist trügerisches Brot (Spr 23,1–3).

Wichtig war der Respekt vor den Ordnungen. Die Antike hatte ein ausgeprägtes Empfinden, dass gelingendes Leben stets gefährdet ist. Um das Sein im Angesicht des drohenden Chaos zu erhalten, bedurfte es der machtgestützten Ordnung. Wer